

dem Eintritt ins Memminger Gymnasium zu Beginn des Krieges. Die Fortsetzung unter dem Titel „Und was wird jetzt?“ erzählt mit dem Jahrzehnt von 1942 bis 1952 die letzten Kriegsjahre, das Nachkriegsabitur in Ehingen in der französischen Zone, die Studienjahre in Tübingen, Referendarmonate in oberschwäbischen Schulen und die Auslandsaufenthalte in Frankreich, zuletzt als Deutschlehrer an einem französischen Gymnasium.

Manche Leser kennen süddeutsche Nachkriegsjahre aus dem „Tagebuch vom Überleben und Leben“ des generationsälteren Hermann Lenz. Der mußte das 14 Quadratmeter kleine, kalte Dachzimmer in Stuttgart mit seiner jungen Ehefrau teilen. Hösle berichtet die erbärmlichen Zimmersuchen in der französischen Zone. Wenige Wochen vor Kriegsende war der 16jährige noch zum Volkssturm eingezogen worden. Widerstandslos zogen in Erolzheim die Amerikaner ein, die das Dorf dann den Franzosen überließen. Zerbombt war hier nichts. Aber gefallen waren an den Fronten viele. Jetzt warteten die Leute auf die Heimkehr der gefangenen Väter und Söhne. Anders als die Amerikaner machten die Franzosen das Land noch ärmer, nahmen Heimkehrer erneut gefangen und verpflichteten sie in Frankreich zur Arbeit.

Der Pfarrer hoffte, und auch die Mutter hätte gewünscht, daß der fromme Johannes den Priesterberuf ergreife. Aber der Junge, in dessen Familie es nur Gebetbücher gab, dürstete nach Büchern, die ihm von der Welt erzählten, von größeren Erfahrungen, Erkundungen, Begegnungen, Abenteuern, Konflikten, auch erotischen Antrieben. Die Welt im Dorf war klein, die große Welt suchte er in der Literatur. Nach dem Krieg nahm er, wie alle katholischen Jungen, an der Christkönigs-Weihe teil. Er sang: „Christus, mein König, Dir allein / Schwör ich die Liebe, lilienrein, / Bis in den Tod die Treue.“ Noch in Ehingen hatte er vor Schulbeginn im bischöflichen Konviktymnasium täglich die Messe besucht. Im Verlauf der Studienjahre waren die Brücken zum Kinderglauben und seinen Normen abgebrochen. Der Kindheitsbericht hatte begonnen mit dem Satz „Gott war überall.“ Die Studienjahre endeten mit dem

dringenden Verdacht: Gott war nirgendwo. Zumindest zeigte er sich nicht.

Der Philologiestudent las bei Schopenhauer, Glaube und Wissen vertragen sich nicht in einem Kopf. Er hatte sich bisher ohne Widerspruch in die moralische Beaufsichtigung durch Elternhaus und Kirche gefügt. Jetzt drangen Aufklärung und Freiheitsanspruch vehement in sein Bewußtsein. Aus Tübingen werden berühmte Namen erwähnt, die Professoren Eduard Spranger und Ernst Kretschmer, der eindrucksvolle Romano Guardini und der für den Studenten mit Dichtergefühlen noch eindrucksvollere junge Walter Jens. Der Sprung vom Dorf in die Studienstadt war geistig ein gewaltiges Unternehmen. Die den Bürgersöhnen zugänglichen großen geistigen Bewegungen und Zeitschriften – die aufregende Gründung der Bundesrepublik, das Grundgesetz, die „Frankfurter Hefte“, „Der Spiegel“, „Die Zeit“, die neuen Literaturtagungen der „Gruppe 47“ – erreichten sein Bewußtsein offenbar nicht. Studienpflichten und Lektüre beschäftigten den jungen Mann aus dem Dorf voll.

Hösle berichtet unaufdringlich, authentisch. Mehr Innenperspektive hätte den Bericht spannender gemacht, mehr Reflexion hätte ihn über das Private hinausgehoben. *Paul Konrad Kurz*

WOLF, Christa: *Leibhaftig*. Erzählung. München: Luchterhand Literaturverlag 2002, Gb. 185 S. 18,-.

Als die Berlinerin am 4. November 1989 am Alexanderplatz sprach, wurde sie von Herzrhythmusstörungen befallen. Sanitäter fuhren sie ins Krankenhaus. Sie war Symptomträgerin eines maroden Staates geworden: Krankheit leibhaftig und Krankheit als Metapher. Davon berichtet auch die neue Erzählung. Schon in „Nachdenken über Christa T.“ (1969) war Leukämie das leibhaftige Spiegelbild eines Lebens im Falschen. Krankheit wurde für Christa Wolf der Schlüssel nicht nur über die Wahrheit des einzelnen Menschen, sondern auch über die des Staates. Bei genauerem Hinsehen sind fast alle ihre Erzählungen Krankengeschichten.

Die Erzählung „Leibhaftig“ verschränkt die autobiographische Krankengeschichte stell-

vertretend mit der öffentlichen. Durch den persönlichen Krankheitsprozeß scheint jener der Gesellschaft hindurch, durch die subjektive Gegenwart gesellschaftliche Vergangenheit. Die Ich-Person wird mit durchbrochenem Blinddarm vom Notarzt ins Krankenhaus gefahren. Eine Bauchfellentzündung mit Eiterherden in der Bauchhöhle kommt hinzu. Mehrere Operationen werden notwendig. Auf der Intensivstation kämpfen die Ärzte um ihr Leben. Kanülen, Schläuche, künstliche Ernährung, schlaflose Nächte, Medikamente, die aus dem Westteil der Stadt heranzuschaffen sind, werden beschrieben. Der Leib ist dem Schmerz verhaftet. Das Bewußtsein der Patientin kämpft mit Erinnerungen an DDR-Jahre. In Wach- und Angstträumen irrt das Bewußtsein durch labyrinthische Kellergänge unter ihrem Haus in der Berliner Friedrichstraße. In die leibliche Herzenge schießt klaustrophobische Angst. Oder ruft die gedankliche Angst die leibhaftige hervor?

Ein gewisser Urban war Freund und Genosse in den Studienjahren. Der linientreue Mann erlangte einen hohen Posten im Ministerium. Er machte alles mit, war nicht nur Mitläufer, sondern Mithandelnder, der seine Freunde zum Mitmachen auffordert. Urban unterwarf seine individuelle Person dem Staatsapparat. Als er mit einer ihm diktierten Rede in eine ausweglose Situation geriet, erhängte sich der ideologische Repräsentant. Es war Verzweiflung, eine, der Feigheit vorausgegangen war.

Die Patientin berichtet von den Operations- und Stationsärzten. Sie stellt die Tag- und Nachtschwestern, die Putzfrauen, ihre Eigenheiten dem Leser anschaulich vor. Die knappen Gespräche mit dem Besucher-Du vergegenwärtigen den Ehemann. Ihr Bekenntnis: „Ich

schmähe eine Religion, die uns für jedes Unglück eine Schuld als Ursache einredet.“ wehrt Religion ab. Gibt es noch ernsthaft solche Schuldzuweisungen? Was ist der Tod? Einfach ein Erlöschen des Bewußtseins? Die Antwort bleibt offen; nicht für Schwester Thea. Die aufmerksame Krankenschwester „hat einen Glauben ... Ich bin sicher, daß sie für mich gebetet hat und heute Abend ihrem Gott danken wird.“

Die Erzählerin, die ins Krankenhaus ein- und den Ärzten ausgeliefert wird, spricht von sich überwiegend in der dritten Person. Ein hellwach, konzentriertes Erzählbewußtsein verfolgt die eigene Krankengeschichte mit ihren Krisen. Anders als Freund Urban besteht die Patientin auf ihrer Ich-Person – und gesundet. Zuletzt kann sie aufstehen, auf eigenen Füßen zum Fenster gehen. Sie sieht die Stadt, Gärten und den See, ein „Panorama, das bis zum Horizont reicht.“ Die Enge hat sich ins Offene geweitet, eine Art Auferstehung.

Christa Wolf will metaphorischem Denken Widerstand leisten. Aber Bilder aus der griechischen Mythologie bemühen Überhöhung, mythologische Untertöne untermalen das Geschehen. Man kann die mythologischen Anspielungen als Versuche zu einer Art von Transzendenz lesen. Biblisch und christlich ist ihr eine solche nicht zugänglich. „Eines Tages, dachte ich, werde ich sprechen können, ganz leicht und frei“, endete die nachgelieferte Erzählung von ihrer Überwachung durch die Stasi in „Was bleibt“ (1990). Leicht wurde die jüngste Erzählung nicht, aber eine persönliche Befreiungsgeschichte. In der ihr eigenen Verschränkung von Innen- und Außenperspektive erzählt Christa Wolf in „Leibhaftig“ prägnant die eigene Krankengeschichte. *Paul Konrad Kurz*

Kunst

LANGE, Günter: *Bilder zum Glauben*. Christliche Kunst sehen und verstehen. München: Kösel 2002. 351 S. Gb. 19,95.

Als Anregung für die „theologischen ‚Praktiker‘ in Schule, Gemeinde und sonstigen Bildungseinrichtungen“ (10) faßt Günter Lange in

diesem reich illustrierten Band in 23 Lektionen eine Reihe von bilddidaktischen und -theologischen Überlegungen zusammen, die er im Lauf von 40 Jahren an verschiedenen Stellen veröffentlicht hat und für die er als kompetenter Kenner bekannt und geschätzt ist. Die Texte hat